

Kurt Badt 12 Monatsbilder vom Bodensee

Januar

Kurz vor oder kurz nach den Weihnachtstagen pflegte am See der erste Schnee zu fallen und der erste Frost einzutreten, der längere Zeit andauerte. Dann wurde es ganz still über dem Lande, der Wind hörte auf, der Himmel wurde klar und leuchtend blaß, und die Sonne, die nun in niedriger Bahn über dem Bodanrück hinzog, warf ein blendendes und kaltes Licht über die glasklare Landschaft, bis sie über Stahringen hinter den Bergen verschwand. Die Luft war so rein, dass man nah und fern jede Einzelheit deutlich unterschied. Solange die Kälte anhielt, sah man vom Morgen bis zum Abend das Bild der Alpen mit der Schärfe eines altdeutschen Bildes gemalt, hart im Umriß und leuchtend farbig, über dem See schweben, dessen Wasser vom allertiefsten Blau war. Der Boden war weiß; auf jedem Baumast lag eine weiße Schicht, unter der die schwärzliche Unterseite nun all ihre Biegungen und Knicke mit übermäßiger Deutlichkeit vor dem weißen Hintergrunde abzeichnete; die Baumstämme waren tief schwarz und die feinen Zweige bräunlich- oder bläulich grau. War die Kälte streng genug, dann „atmete“ der See dünne Säulen verdampfenden Wassers aus, die sich in die klare Luft zerteilten.

Im Jahre 1929 hatten wir eine so strenge Kälte, wie sie nur alle fünfzig Jahre einmal vorkommt. Denn nur alle fünfzig Jahre, so sagen die Leute, friert der Bodensee in seiner ganzen Ausdehnung zu. Wenn es auch damals so weit nicht kam, so herrschten doch bis zu 15° Kälte. Der Untersee war längst eine Eisfläche, auf der man zur Reichenau und noch darüber hinaus, bis an das Flußbett des Rheines, wo die Strömung läuft, zu Fuß oder mit Schlitten gelangen konnte. Auch am Überlinger See hatte sich längs der Ufer eine Eisdecke gebildet. Vom Ried aus konnte man ein großes Stück Weges über das in kleinen Wellen erfasste Eis gehen oder darauf Schlittschuh laufen. Am Nordrande des Sees, vor unserem Hause und zu beiden Seiten davon bildete sich jede Nacht eine Eiskruste längs des Ufers, silbrig grau und grün schimmernd. Am Vormittage aber entstand, einen Tag wie den anderen, bei völliger Windstille eine Bewegung im Wasser, und ich sah, wie das Eis vom Ufer losgelöst wurde und in den See hinaustrieb. Das Wasser flutete also in regelmäßigen Rhythmen, stand bei Nacht still und floß am Tage vom Seeende fort, der offenen Weite zu.

Eines Morgens ging ich bei dem scharfen Froste durch das Ried. Der Weg war hart gefroren, jeder Stein am Grunde angebacken, der kleine Bach, der von den Bergen hinter unserem Hause herabkommt und eine Zeit lang längs der Straße dahingeht, floß unter einer dicken Eisschicht dahin, die wie milchiges Glas voll Schlieren und Blasen aussah. Aus dem Schnee auf den Wiesen sahen nur ein paar braune Stengel hervor, die brachen, wenn man sie anrührte. Die Hebungen und die Senkungen des Geländes waren unter dem Schnee zu einfachen, weichen Formen zusammengefaßt; an den Rändern stand das Weiß steif gefroren in kleinen Wächten hervor. Die Eiskristalle glitzerten in allen Farben in der Sonne. Der Schatten der Bäume war vom sanftesten warmen Blau, aber ziemlich blaß; verschwindend vor dem harten Schwarz der Stämme und Äste. Das Bahnwärterhaus neben der Straße, die zum Ried herabführt – sonst ein weißer Fleck in der Landschaft – erschien von schmutzigem Grau unter seiner blendend weißen Schneehaube. Ich ging über die Wiesen, dann den Weg dicht an dem Schilfe entlang. Auch das Rohr war steif gefroren, und ein schwacher Lufthauch ließ es erklimren und rascheln. Der See dampfte. Ein Stück weit in das Wasser erstreckte sich eine Eisfläche, weißlich-grau, dann kam tiefes dunkles Blau. Alle Vorsprünge des Ufers zeichneten sich scharf dagegen ab. Wie die gemalten Kulissen einer Bühne schoben sie sich vor, hart in den Umrissen und ohne Tiefe. Schon von weitem konnte ich die ersten Häuser von Bodman zwischen den Bäumen klar erkennen, das dunkle Fachwerk, die geschwärzten Kamine, aus denen Rauch aufstieg, die pechschwarzen Fenster. Darüber erschien der Wald düster gegen den strahlenden Himmel. Erst als ich auf die Dorfstraße kam, begegnete ich Menschen. Aus den Häusern hörte man das Geräusch von Axt und Säge, hin und wieder das Poltern eines Brettes oder eine Stimme. In den Vorgärten, wo man die Herbstblumen und den

Winterkohl hatte stehen lassen, hatten sich durch den Schnee seltsame Zauberpflanzen entwickelt, mit dicken Blütenhauben und mächtigen Blättern.

Ich ging zu Paul Weber ins Haus, strich den Schnee von meinen Schuhen und wärmte mich auf. Dann saßen wir eine Zeit lang in seinem großen Zimmer beisammen, von dem man auf die Wälder des Bodanrücks hinaus sieht. Die kleinen Apfelbäumchen in seinem Garten bogen ihre Zweige unter der Schneelast tief herunter. Meisen flogen um eine Scheibe Speck, die er an einem Baume aufgehängt hatte, und pickten, sich anklammernd, kleine Stücke aus dem harten Fette. Nach einer Weile ging ich die Dorfstraße zum Hafen hinab, um mit dem Motorboot zurückzufahren. An der Hafenummauer, an den Pfählen im Wasser und an den Eisenstangen, welche einige derselben verbinden, hingen große Eiszapfen, lange wallende Bärte mit fein auslaufenden Spitzen, hingen große Eisdrusen, die mit spitzen dünnen und oftmals durchbrochenen Flächen verbunden waren, kraus gewellt, gezackt und ausgefranst. Auch am Bug des Motorboots hatten sich große Eisbildungen angesetzt, wie Blütensträuße, die zum Teil bis dicht aufs Wasser hinabhingen. Nur wenige Leute fuhren mit uns hinüber. So konnte ich von der Kabine aus, in der ein Ofen brannte und angenehme Wärme gab, in aller Ruhe betrachten, wie das weiße Land sich langsam vor meinen Augen zurückzog, wie die ferneren Bergzüge hervorkamen, Schneekuppe hinter Schneekuppe, bis dann das Spiel des von dem Boote in Bewegung versetzten Wassers meine Aufmerksamkeit gefangen nahm. Sein Blau-Grün erschien noch klarer, noch durchsichtiger als sonst. Als wir in Ludwigshafen ankamen, bemerkte ich erst, wie tief der Wasserspiegel des Sees stand. Als das Boot festgemacht war, befanden wir uns noch weit unter der untersten Stufe des Landungssteges, und ich mußte mit einem großen Satze hinaufsteigen.

Februar

Die erste Kälteperiode war vorüber. Westwind war gekommen, dann südwestlicher Wind, und der Schnee auf Wiesen und Feldern war verschwunden. Aber noch hielt das Eis auf dem See eine Zeit lang. Es sah nun schwarz aus und hatte eine schmierige Oberfläche. Die Vögel, die bei der großen Kälte in die Buchten geflüchtet waren, schwammen bereits wieder in dem freieren Wasser umher. Der Himmel wechselte sein Aussehen; es gab graue Tage voller Wolken, mit kaltem Regen und starken Winden, dazwischen aber auch Sonnenblicke und leichte, vorübergehende Schneefälle. Ich ging oft in den Garten, um zu sehen, ob schon irgend ein Pflänzchen zum Vorschein käme. Aber in dem feuchten Boden rührte sich noch nichts; nur der japanische Flieder in einer geschützten Ecke am Hause hatte an den blattlosen Ruten kleine gelbe Blüten wie Glöckchen. Die Tage wurden schon merklich länger und die Sonne stieg etwas höher am Himmel empor. Doch trotzdem blieb der Wald noch unverändert, grau-braun, ja fast aschenfarben.

Nach langen Regentagen, an denen die Temperatur immer wenig über dem Gefrierpunkt gewesen war, erwachten wir eines Morgens bei strahlend blauem Himmel. Ich sah zum Fenster hinaus. Da waren die Bäume voller Rauhreif. Jeder Zweig, jeder Ast mit weißen Kristallen bedeckt, die in der Sonne leuchteten und glitzerten. Auch im Garten war jeder Grashalm, jedes Zweiglein, ja selbst Spinnfäden, die sich durch Herbst und Winter erhalten hatten, mit weißen Eisstäubchen bedeckt. Aber schon begann es in dem tiefer gelegenen Gelände zu tauen; an den Grashalmen der Wiesen bildeten sich kleine Wassertropfen und zugleich kam die Farbe des Grases hervor, indem die Eiskruste schmolz. Langsam stieg das Grün die Hügel hinan, nur an schattigen Stellen, wo die Sonne nicht hingelangen konnte, hielt sich das Weiß – von den Bäumen tropfte es, Wasser lief die Bäume und Äste herab und färbte sie glänzend schwarz-braun und tiefgrün. Eine Zeitlang erhielt sich der Raureif noch in den oberen Teilen der höchsten Bäume am Kamm des Hügelzuges, wo die Luft am kältesten war, dann

schwand auch hier das Weiß und unter dem herabrinneenden Wasser erschienen die feinen Zweige der Buchen in schönstem Purpurrot. Gegen Mittag war bereits jede Spur des Zaubers erloschen.

Auf diesen Tag aber folgten noch manche schönsten Wetters. Tag für Tag lag der See spiegelblank aber tief blau vor unseren Fenstern ausgebreitet. Kein Lüftchen strich darüber hin. Es froh wiederum, aber nur leicht. An den Uferändern bildeten sich kleine Eiskrusten. Der Himmel blieb wolkenlos, und den ganzen Tag erblickte man die Alpenkette mit höchster Klarheit gezeichnet. Sie war nun ganz weiß, von oben bis unten mit Schnee bedeckt. Dann aber kam meist trübes Wetter, Regen und Wind.

März

Die Tage des März sind mir stets von allen Monaten des Jahres am langsamsten vergangen. Nun hatte der Winter schon so lange angedauert und immer wollte es noch nicht Frühling werden. Zwar wird es morgens schon beträchtlich früher hell und abends beträchtlich später dunkel, aber die Sonne hatte keine Kraft. Ihr Licht war fahl; es war viel Feuchtigkeit und viel Unruhe in der Luft. Wie fegte der Wind unbarmherzig über die Wintersaat mit ihren weichen gelbgrünen Blättchen! Sie bebten unter seinen Stößen. Der Himmel war voller Wolken, die von Westen heraufgezogen. Von Zeit zu Zeit gab es Hagelschläge, manches Mal auch ein Gewitter, das sich auf unbegreifliche Weise bildete. Die Bauern hatten viel zu tun; jede Stunde, zu der die Äcker nicht zu naß sind, waren sie auf dem Felde, um es für die Sommersaat fertig zu machen. Noch schlief die Natur. Im Garten kamen an den geschütztesten Stellen ein paar Blüten hervor, die ihre Sterne der kalten Sonne entgegen hielten. Aber der Wald, die Bäume und Sträucher blieben grau.

Das einzige Vergnügen dieser Tage war es, die großen Haufen von Staudenstengeln, die wir im vorigen Herbst abgeschnitten hatten, und das Baumreisig zu verbrennen. Dicht oberhalb des Gemüsegartens, auf einem Stücke wertlosen Landes hatten wir sie aufgeschichtet. Ein großer Teil der Blätter war abgefallen. Zu einer guten Stunde, wenn der Wind nicht ging, brachte ich Papier und wühlte eine Höhle unter den Haufen, der höher war als ich selber. Das Papier wurde hineingeschoben und angezündet. Oft gelang das erst nach vielen vergeblichen Versuchen, denn die Stengel waren sehr naß vom Schnee und Regen. Schließlich faßte die Flamme, sie fraß sich in den Haufen hinein und kroch weiter. Erst stieg ein feiner Faden Rauches auf, dann schwelte eine große, grau-weiße Wolke empor, die Stengel glühten, krachten und zischten im Feuer, das bald rot aufflammte, bald wieder zusammensank. Mit einer Forke zerrte ich immer wieder neues Gestrüpp in die Glut, um zu verhindern, daß sie erlosch. Unerwartet fuhr ein Windstoß in die Flamme und ließ sie hell auflodern. Der Wind änderte ständig seine Richtung, bald trieb er die Rauchschwaden auf das Haus zu, bald gegen die Obstbäume, den Berg hinan. Rauch hüllte mich ein und blendete mich, er machte es unerträglich heiß um mich her, im nächsten Augenblick war es wieder klar und kalt. Viele Stunden verbrachte ich mit diesem Geschäft und beobachtete die züngelnden Flammen, wie sie die holzigen Stengel hinaufleckten und die schwarzen Blätter verzehrten. War der Haufen am Rande halbwegs trocken, so war er in der Mitte ganz naß; in den unteren Teilen oft noch gefroren. Die Stengel klebten aneinander. Je feuchter sie waren, desto weißerer Rauch qualmte aus ihnen auf, dick und wolzig. So manches Mal drohte das Feuer zu erlöschen, zu ersticken. Mit der Gabel mußte ich die Stengel hoch heben, um der Flamme Luft zu machen, dann wieder trockenes Laub suchen. Stunde um Stunde verging, ehe die Haufen sichtbar kleiner wurden. Es war gar nicht möglich, all das abgeschnittene Zeug, Stauden und Rosenranken und Tannenzweige, mit denen die Beete zugedeckt waren, an einem Tage zu verbrennen. Schließlich aber waren nur noch ein paar halbverkohlte Holzstücke übrig und ein kleiner Haufen weißer Holzasche, und ein großer schwarzer Erdfleck, auf dem das Gras weggebrannt war, zeigte die Stelle an, wo das Feuer gewesen ist.

War meistens der März doch schon ein milderer Monat, so hatten wir einmal in den letzten Tagen des Winters einen schweren unerwarteten Schneefall. Es mag um die Mitte des Monats gewesen sein. Es waren schon einige wärmere Tage gewesen, dann sank, bei schwer bedecktem Himmel, eines Abends das Thermometer ein wenig unter Null Grad, und es begann zu schneien. Es schneite die ganze Nacht hindurch und auch den folgenden Tag und die nächste Nacht. Die Farben wurden wieder aus der Landschaft ausgelöscht, ein einförmiges Weiß unter bleigrauen Gewölk deckte alles. Die Wege waren tief verschneit, an den feuchten Bäumen klebte der Schnee, von den Zweigen und Ästen fielen immerfort dicke wattige Schneeklumpen zu Boden. Es wurde nicht kalt, das Thermometer blieb dicht unter dem Gefrierpunkt stehen. Es kam auch kein Wind. Wie in einem Zauberschlaf dämmerte das Land dahin, regungslos; jedes Ding klebte von Feuchtigkeit. Nur mit Mühe war der Schnee wegzuschieben, er ballte sich zusammen, und es war unendlich mühsam zu laufen. Nach wenigen Schritten hatte man große Schneeklumpen unter den Schuhen. Weder mit Wagen noch mit Schlitten konnte man fahren. Viele Stunden des Tags vergingen, ohne daß ein Mensch an unserem Hause vorüber kam. Aller Verkehr war eingeschlafen. Ich stand gegen Mittag des zweiten Tages am Fenster und sah hinaus. Ich beobachtete die weißen Bäume, wie sich ihre Zweige unter der Schneelast gebogen hatten. Der See war unsichtbar, er verfloß mit dem Himmel in einem grauen Dunst, vor dem sich die Baumäste abhoben. Da kam ein Reiter des Weges. Langsam ritt er und unhörbar die Landstraße entlang. Es war ein Bauer im blauen Kittel, der sich einen Ackergaul genommen hatte, um ins nächste Dorf zu kommen. Er hatte keinen Sattel, sondern saß auf einer Decke und seine Füße baumelten seitlich am Körper des Pferdes herab. Mühsam und schwerfällig stapfte der knochige Schwarzbraune durch den Schnee. Seine Haut war naß und die Haare standen ihm struppig empor vor Schweiß. An seinen Fesseln hing der Schnee. Das dunkle Pferd mit dem blauen Reiter stand plötzlich als zwei große farbige Flecke in dem Weißen. Nach ein paar Augenblicken waren sie dann verschwunden.

April

Die Wiesen waren mit frischem Grün bedeckt und die Wintersaat hatte schon die ersten neuen Blätter gemacht. Die Vögel sangen den ganzen Tag in den Zweigen der Bäume, sie waren aufgereggt und stürzten sich wie begeistert durch die lauwarme Luft. Aus unzähligen Quellen und Quellchen drang das winterliche Naß der Erde an die Oberfläche. Alle Bäche waren voll und flossen voll Munterkeit dahin. Der Wald hatte sein graues Kleid zuerst mit einem rötlichen vertauscht, dann begannen an den Bäumen die Blättchen zu sprießen. Es bildeten sich gelblich-grüne Flecken. Sie wurden von Tag zu Tag größer. Bald bedeckten sie große zusammenhängende Flächen. Die warmen Hügelseiten liefen voran, die kälteren Talwände folgten nach. Nord- und Südufer des Sees waren in ständigem Wettlauf, wer von beiden zuerst das volle Blätterkleid haben würde. Zuerst schien es, als habe das nördliche Ufer einen Vorsprung, dann aber war das südliche vorangekommen, und schließlich – wie alle Jahre – konnten im Mai die Bodmaner den Ludwigshafenern voller Stolz zeigen, daß bei ihnen zuerst der Wald geschlossen sei, während drüben noch ein paar kahle, unbelaubte Stellen zu entdecken waren. Aber bald waren auch diese grün. Die Kinder pflückten Schlüsselblumen, Primeln und Veilchen auf den Wiesen; Veilchen und Mairösle (Maiglöckchen) im Walde, und in allen Zimmern des Hauses standen nun kleine Blumensträußchen.

Der Abend vor Ostern war herangekommen. In dieser Nacht, in der nach uraltem Brauche die zum Christentum Bekehrten in die Kirche aufgenommen wurden, sollte auch unsere Pia die heilige Taufe empfangen. So hatte es der Pfarrer von Ludwigshafen, Dr. Hermann Ginter, bestimmt. Ganz von selbst war in dem Kinde der Wunsch, eine katholische Christin zu werden, erwacht und hatte sich zu einem festen Willen entwickelt. Niemand hatte ihr zugeredet, ja der Pfarrer hatte Bedenken gehabt,

ihrer Wunsche zu willfahren; er hatte mit Pia darüber gesprochen, ihr dann Unterricht erteilt; an ihrer entschlossenen Haltung war sein Widerstand gescheitert. Nun hatte er selbst gewünscht, die Taufe zu vollziehen.

Es war ein kühler Abend, als wir mit ihren Paten zur Kirche fuhren. Drinnen herrschte noch die ganze winterliche Kälte. Der gotische Chor war hell erleuchtet, doch das Schiff, das aus dem 19. Jahrhundert stammt, lag im Finstern. In der Mitte des Chores, auf dem freien Raum vor dem Altar, war ein Betstuhl aufgestellt. Dort kniete unser Kind nieder, der Pfarrer trat ihr gegenüber, er fragte sie, ob sie willens sei, den katholischen Glauben anzunehmen. Mit lauter und klarer Stimme gab sie ihre Antworten und sprach das Glaubensbekenntnis, ihre Lippen und Augen wurden mit dem geweihten Öle gesalbt, sie erhielt eine Kerze in die Hand und ihr Scheitel wurde mit dem heiligen Wasser übergossen. Wir waren während dieser Zeit im Hauptschiff der Kirche und nahmen von dort an der heiligen Handlung teil. Aus dem Dunkel ins Helle blickend, konnten wir den Vorgang deutlich überschauen, der sich wie in einer mittelalterlichen Kapelle abzuspielen schien; fern von uns, durch Raum und Zeit getrennt. Als er vorüber war, wurde er in das Kirchenbuch eingezeichnet und von Herrn und Frau Weber als Paten beglaubigt. In dem schmalen Gange, der von dem Chor zur Sakristei führt, standen ein paar Schulkinder, die das Licht, das zu ungewöhnlicher Stunde in der Kirche brannte, angelockt hatte. Als sie Pia und uns sahen, verstanden sie sofort, was geschehen war, und rannten davon, um die Neuigkeit im Dorfe bekannt zu geben. Am nächsten Morgen beglückwünschte man uns von allen Seiten, und manche Leute sandten uns auch ihre Grüße ins Haus.

Ein paar Jahre später standen wir wieder eines Abends in einer Kirche, allein, mit wenigen Freunden. Damals war es, daß unsere ältere Tochter Totta die katholische Taufe empfing. Nun aber war es keine kleine deutsche Dorfkirche, in der die feierliche Handlung stattfand, sondern es war das Baptisterium von Florenz. Unter dem Goldglanze byzantinischer Mosaiken, im Angesicht eines Papstgrabes und im Schutze der berühmten Bronzetüren von Andrea Pisano und Ghiberti wurde das gleiche Ritual nun an der älteren Schwester vollzogen, das die jüngere zuvor bestanden hatte.

Mai

Die jugendliche Freude des Mai war wiedergekommen. Wechselnd zwischen Regen und Sonnenschein ging er dahin. Die Obstbäume blühten, das Gras stand schon hoch, die Gärten waren voller Tulpen, Narzissen und Fliederdolden. Paul Weber war gekommen, mit mir einen Gang durch das Ried zu machen. Es war ein warmer, sonniger Tag; aber von Osten über den See her wehte ein kühler Wind uns in den Rücken. Die jungen Blätter der Buchen im Hexenwäldchen auf der Sommerhalde, nahe bei unserem Haus, glitzerten in der Sonne. Soweit der Blick reichte, war alles hellgrün oder von seidig-blauer Farbe. Wir gingen die Straße bis dorthin, wo der Weg ins Ried abzweigt. Wir betrachteten die Obstbäume rechts und links von der Straße, die teils in voller Blüte standen, teils schon abgeblüht hatten, zum Teil aber noch voller Knospen waren. Ein paar Bauern begegneten uns, die Sensen über den Schultern. Sie hatten am Morgen Gras gemäht. Dann bogen wir in den Riedweg ein. Die alte „Jägerin“, die den Dienst im Bahnwärterhaus am Wegübergang ausübt, grüßte uns freundlich. Sie war dabei, ihre Wäsche zum Trocknen in der Sonne aufzuhängen. Dann trafen wir niemand mehr. Das Ried war menschenleer. Über den Wiesen rechts und links des Weges schwebte ein dunkel-blauer Farbenschimmer. Die Iris blühte. Es ist *Iris sibirica*, die einfache Schwertlilie, die hier wild wächst. Auf ihren feinen und kaum sichtbaren Stengeln trugen tausende und tausende von Pflanzen ihre blau-violetten Blüten. Unregelmäßig verstreut standen sie in dem Grase umher, das kaum mehr als fußhoch war, hier lockerer, dort in dichteren Haufen, und sie schienen über der grünen Fläche zu schweben. In größerer Entfernung nahmen sie sich aus wie ein dunklerer

Nebelstreifen, der vom See herüber kam. Wir besichtigten Webers Weidenanlage, deren Schossen schon ganz mit frischen Blättchen besetzt waren. Dann gingen wir weiter bis zur Aachbrücke und nahmen das Boot, das Herr Weber dort im Altwasser, unter dem hohen Ufer versteckt, liegen hatte. Wir fuhren zu den Fischreusen und Herr Weber sah nach, ob er etwas gefangen hatte. Die Fische, die er in den Reusen fand, tat er in den Wasserkasten, der mitten im Boot angebracht war. Libellen schwebten über dem Wasser, Fliegen summten, ein paar Vögel gingen in das junge Schilf nieder. Dann lenkte mein Freund das Boot in einen schmalen Flußarm, fuhr nahe an das Ufer heran und bog sehr vorsichtig die Schilfblätter auseinander. Eine Ente saß auf ihrem Neste und brütete. Sie wendete den Kopf und sah uns mit einem Auge groß an, blieb aber ruhig sitzen. Dann ließ Herr Weber das niedergebogene Schilf, das er in der Hand hielt, sich wieder aufrichten.

Weiter drinnen, so sagte er mir, hatte er auch das Schwanennest entdeckt; aber wir wollten nicht hingehen, um die Schwänin nicht zu erschrecken. Er ruderte nun das Boot unter der Aachbrücke hindurch, den Fluß hinunter und in den See hinaus. Das Wasser war hellblau, kleine Wellchen spielten darauf, die in der Sonne leuchteten. In einem großen Bogen fuhren wir nach Bodman hinüber und legten an Webers Seegrundstück, in dem Bootshause, das sein Vater gebaut hat, an. Hier ist das Ufer hoch aufgeschüttet worden, um ein Abschwemmen zu verhindern, und der Erdwall ist mit Weiden bepflanzt worden. Wir nahmen die Fische, die wir mitbrachten, aus dem Fischkasten und taten sie in den steinernen Brunnentrog auf Webers Hof. Sobald sie frei waren, schossen sie in die Tiefe hinab, um sich zu verbergen. Dann wurde der große Holzdeckel, mit dem der Trog stets verschlossen ist, wieder herabgelassen und mit einem Schlosse gesichert. Nun gingen wir in das Bienenhaus, in welchem etwa zweihundert Bienenkästen untergebracht werden können. Alle Fluglöcher waren weit geöffnet, das Summen der Bienen, die herein- und herausflogen, drang in den Raum. Alles Neue und Interessante, was seit meinem letzten Besuche vorgefallen war, wurde mir erzählt und gezeigt. Einige Völker waren während des Winters eingegangen, andere gut, wieder andere hervorragend und manche nur mittelmäßig durch die kalte Zeit hindurch gekommen. An jedem Stocke waren hierüber Notizen angebracht. Ein Bienenkasten stand auf der Waage, um laufend prüfen zu können, wieviel er an Gewicht zunehme. Sobald nämlich der Ertrag sich auffallend verminderte, brachte Herr Weber seine besten Völker an andere Plätze, wo zu dieser Zeit die Blumen blühten – einen Teil auf eines seiner Grundstücke nahe am Wald, und einen anderen Teil auf die rauhe Alp. Dorthin wurden die Bienenkästen während einer Nacht mittelst des Lastautos geführt.

Von dem Bienenhause gingen wir in das Quittengärtchen, dessen Bäume voll weißlich-blaß-rosa Blüten waren. Überall waren dort Bienen. Viele waren auch an der Tränke, welche für sie in dem Garten hinter dem Bienenhause eingerichtet worden ist. Die Tränke bestand aus einem Fäßchen, aus dessen Hahn langsam, Tropfen um Tropfen, Wasser herausfloß, und einer flachen Holzrinne, in welche das Wasser hineinrann. Auf ihrem Rande saßen die Tierchen und luden sich voll Wasser, das sie so nötig für ihren Bau gebrauchen. Nachdem wir auch hier ein Weilchen zugeschaut hatten, gingen wir in Webers Obstgarten hinauf. Wir stiegen den Weg hinan, der zum Kirchhofe führt, und bogen dann nach rechts, unterhalb des Waldes ab. Längs der Friedhofsmauer hatten wir einen schönen Blick über Tal und See hinab, aber noch freier und reicher wurde die Aussicht auf dem etwas höher gelegenen Wege, der eben an der oberen Grenze des bebauten Landes unter den Bergen hinführt. Er lag im Schatten des Buchenwaldes, dessen taubenblaue Stämme aus dem hellen Grün hervorleuchteten. Der ansteigende Boden war dicht mit rostbraunen Blättern bedeckt, auf denen die Sonne hellgelbe Flecken malte. Die Zusammenstellung dieser Farben hatte etwas ungemein Heiteres. Die mannigfachen hellgrünen Töne des Tales und der Randhöhen, mit den darin eingestreuten weißen und rötlich blühenden Obstbäumen aber hatte etwas wahrhaft Festliches, jugendlich Frohes und Ungestümes. Eine paradiesische Leichtigkeit lag in der Luft, und sie stieg mit einer Art silbernen Glanzes zum Himmel auf.

Die Nußbäume am Wege waren noch kahl, aber an den Tannen, zu denen wir bald gelangten, schimmerten schon zartgrüne Spitzen über den dunklen Nadeln. Wir schritten nun eine Weile unter Obstbäumen dahin, welche anderen Bodmaner Bauern gehörten, ehe wir zu Paul Webers Grundstücken kamen. Seine Äpfel und Birnen waren in vorzüglichem Zustande, und es zeigte sich bereits die wohltätige Wirkung des im Winter vorgenommenen Schnittes. Die Belaubung war gleichmäßig, der Blütenansatz reichlich, und doch waren alle Äste bis in die Kronenmitten hinein gleichmäßig von Licht und Luft und umflossen. Man konnte jetzt noch an vielen Stellen zwischen ihnen hindurchsehen. Schließlich gingen wir bergab zur Stahringer Straße und auf ihr nach Bodman zurück. Am Dorfeingange, bei der Kapelle, trennte ich mich von meinem Freunde, der seinem Hause zuschritt, während ich wieder durch das Ried zum anderen Ufer hinüber wendete.

Juni

Das schönste milde Sommerwetter herrschte über dem See, warme Sonne schien Tag für Tag, die Nächte waren lau, die Luft hing wie ein seidenblauer Schleier über dem Wasser und ließ das gegenüberliegende Ufer in weiter Ferne erscheinen. Von dem geschnittenen Grase wehte ein süßer Duft aus dem Ried zu uns herüber. Die Frühlingssträucher und die Obstbäume hatten schon ihre Blüten abgeworfen, die Rosen begannen zu blühen. Da faßten wir den Entschluß, nach der Insel Mainau zu fahren. Wir nahmen den Zug nach Überlingen und gingen durch die Stadt zur Landungsstelle. Unter den großen rotblühenden Kastanien saßen wir eine Weile und warteten, bis der Dampfer kam. Wir stiegen an Bord, und alsbald wurde der hölzerne Landungssteg ans Ufer gezogen, die Tauen wurden von den Pfosten der Landungsbrücke losgemacht, an Deck zurückgeworfen und das Schiff bewegte sich vom Lande fort. Es wandte sich quer über den See, und so sahen wir vom Heck aus Überlingen kleiner und kleiner werden, während die dahinter gelegenen Höhen zum Vorschein kamen. Der See war fast spiegelglatt und das Wasser war von reinster Farbe. Wir legten in Dingelsdorf an, kreuzten die Seefläche wiederum in einer langen Schräge, erreichten Uhdlingen und von dort die Mainau, welche nun wieder auf der Dingelsdorfer Seite gelegen ist. Wenige Leute nur stiegen mit uns zugleich aus und betraten, den Landungssteg überschreitend, die Insel. Der schwarze Schatten unter den hohen Uferbäumen nahm uns auf. Von ungefähr folgten wir einem Uferweg unterhalb der hohen Felsenböschung, aus der eine feuchte modrige Luft uns gegenwehte. Dann kamen wir auf Wiesenland, auf dem das Heu zum Trocknen ausgebreitet lag. Der Weg führte an landwirtschaftlichen Gebäuden vorbei zum Schlosse. Wir durchschritten den Bogen eines Portals und standen im Schloßhofe, in dem ein Rasenplatz und einige Blumenbeete waren. Uns gegenüber war die Hofseite des Schloßgebäudes, welches mehrere Stockwerke hoch war, die übrigen Seiten des Gevierts waren von niederen Gebäuden in einfachem Stile umgeben. Da das Schloß bewohnt und hier ein Weitergehen unmöglich war, wandten wir uns zurück und kamen seitwärts, meist im Schatten mächtiger Laubbäume, zu den Gartenterrassen. Wir stiegen die Treppen hinan, besahen den Rosengarten, die Papyrusstauden und die Palmen, welche hier im Freien wachsen, und die sonstigen Blumenanlagen. Von einer hoch gelegenen Terrasse sah man hinab auf die weite Fläche des Obersees. Ein sanfter Dunst verhüllte die Ferne. Dann gingen wir weiter und gelangten zu einem weiten Obstgarten, in welchem auf großen Rasenflächen einzelne Fruchtbäume standen. Von einer Bank im lichten Schatten eines großen Baumes blickten wir nun auf das nahe Ufer der anderen Seeseite hinüber, mit dem die Insel durch eine Brücke verbunden ist. Wir sahen rechter Hand die Brücke, vor uns einen schmalen Wasserarm, dahinter über dem Schilfe die Wiesen und die waldigen Höhen, die auf der anderen Seite nach Konstanz hinab reichen. Am Ufer der Mainau sahen wir die schlanken Pappeln und die mächtigen Weiden und unmittelbar vor uns die sich zum Wasser senkenden Wiesen, auf welchen das Gras gemäht wurde. Es war sehr stille, nur das Klappern der Mähmaschinen war zu hören. Blendendes Licht lag über der Landschaft, und das Wasser flimmerte glänzend weiß. Mittag

war längst vorüber, als wir wieder aufbrachten, um den Rundgang auf der kleinen Insel zu vollenden. Bald erreichten wir auch wieder den Weg, auf welchem wir zuerst gekommen waren, folgten ihm ein Stück und kehrten in dem Gasthause ein, das wir nahe dem Schloßstore bemerkt hatten. Dort saßen wir eine Zeitlang im Freien, im Schatten der Bäume, ganz einsam, eingewiegt von der sommerlichen Wärme, die zwischen den Ästen herabdrang, und auf dem Laube, auf dem Wege und auf dem Grase zitterte.

Dann gingen wir wieder ans Ufer, stiegen durch einen steilen Pfad nochmals zu anderen Gartenterrassen hinauf und erwarteten schließlich das Schiff, das uns nach Überlingen zurückbringen sollte. Wir sahen es von Meersburg über den See herüber kommen. Die Schiffsglocke ertönte, der Dampfer legte an, die Landungsbrücke wurde herübergerollt, wurde wieder eingezogen und wir fuhren ab. Es war nicht dasselbe Schiff, das wir am Morgen benutzt hatten, sondern ein neueres, welches ein hohes, frei gelegenes Oberdeck besaß. Wir stiegen hinauf und waren nun so hoch oberhalb der Wasserfläche, daß, als das Schiff sich bewegte, wir das Gefühl hatten, über ihr zu schweben. Eine sanfte Kühle kam über den in nachmittäglichen Sonnenlichte liegenden See. Gegen Westen ging das Blau des Himmels in ein mattes Gold über. Einzelne große weiße Wolken schwebten darin, das Wasser war von mildestem Blau wie die Luft. Wir fuhren nun dem Lichte entgegen, in einen Glanz, der immer wieder vor uns zurückwich, der uns umgab und der hinter uns in eine lichtblaue Dämmerung versank. Allmählich wurden die Schatten der Höhen, der Wälder, der einzelnen Bäume an den Ufern immer länger – und der Bodanrück stand mit dunklen Umrissen gegen den Himmel. Als wir in Überlingen ankamen, blinkten die ersten Lichter auf, und über dem Lande lag die dichte Wärme eines sommerlichen Abends.

Juli

Immer noch schwoll der Strom des Jahres an. Die Tage wurden stärker, männlicher, reifer. Licht und Wärme nahmen zu, sie überfluteten das Land. Wenige Stunden nach Mitternacht brach die Dämmerung an, wenige Stunden vor Mitternacht erst ging die Sonne unter. Größer und größer wurde der Bogen am Himmel, den sie beschrieb, und die Nächte waren nicht finster, sondern licht blau, wie Sammet, und schwül. Das Land war nun nicht mehr durchgehend grün, sondern das Grün der Wälder und Gärten, das selber dunkler geworden war, wurde durch grüne Wiesenstreifen und durch Flecke reifenden Kornes unterbrochen, die fahl, falb, golden, ja braunrot aussahen. Die Farbentöne, die das Auge erblickte, waren voller und tiefer geworden. Die Himmelsbläue wurde durch die Hitze satter, sie spielte ins Rötliche hinüber und war dunkel. Tag für Tag zogen schwere Gewitterwolken auf, die Kräfte des Himmels und der Erde waren leidenschaftlich entfesselt. In den Ähren, an den Sträuchern und auf den Bäumen schwollen die Früchte und gingen der Reife entgegen, Halme und Äste begannen sich dem Boden zuzuneigen. Über dem Wasser bildete sich ein flimmernder Dunst, der die fernen Ufer im Himmel schweben ließ, und der wie ein feiner Rauch aussah. Die Erntezeit begann, die Felderfrucht, welche ihrer Natur gemäß ihren Samen auf die Erde nieder zu streuen drohte, wenn ihre Halme brechen würden, riß die Menschen in einen Wettkampf mit der Natur, sie daran zu verhindern. Die Hitze erschwerte die Arbeit. In aller Frühe, um vier, fünf, spätestens um sechs Uhr mußte sie begonnen werden. Da zogen die Mäher hinaus. Später kamen die Frauen nach, das gemähte Getreide sogleich in Puppen aufzusetzen, um es vor einem Gewitterregen, der jeden Tag losbrechen konnte, zu schützen. Oft genug brach am Nachmittage das Wetter los, und es folgten drei und vier Tage voll Regen, der jegliche Arbeit unmöglich machte. Über die pulvertrockenen Äcker rann das Wasser, die von der Hitze geborstene Erde trank es, sodaß keine Spur davon zurückblieb. In den wenigen Stunden, in denen es keinen Regen gab, mußten neue Felder gemäht werden, die inzwischen reif geworden waren. Immer mehr Arbeit häufte sich an. Getreide, kaum getrocknet, mußte eingefahren werden. Die

Frau führte die Kühe, die den stark befrachteten Wagen zogen, am Zügel vom Felde bis an das Scheunentor, spannte sie ab und brachte sie in den Stall, wo sie ihnen rasch etwas Futter vorwarf, während der Wagen unter dem Vordache stehen blieb, da erst am Abend oder später Zeit war, ihn abzuladen. Kaum aber hatten die Tiere gefressen, und die Frau hatte ein wenig Mittagessen gekocht, so zerrte sie sie wieder aus dem Stall heraus, schirrte sie an einen anderen Wagen an, packte das Essen und etwas zum Trinken darauf, hockte sich selber auf und fuhr wieder ins Feld hinaus. Der Mann aber ging inzwischen zum nächsten Stück des Feldes, um dort wieder zu mähen oder andere Arbeit zu tun. Erst mit sinkender Nacht kam er nach Hause. Die Menschen wurden von der Sonne verbrannt und sie waren viele Stunden des Tages in Schweiß gebadet. Manches Mal mußte selbst an Sonntagen gearbeitet werden.

Bald tauchten an vielen Stellen des Ackerlandes die kahlen Stellen auf, die von staubig-brauner Farbe waren und in denen nur noch die Stoppeln standen. An anderen Plätzen aber blühten die Kartoffeln, und über den Mohnfeldern schwebte eine weiße oder blaßblaue Wolke von Blüten, unter die, wenn man näher zusah, sich hin und wieder eine schwach rosafarbene verirrt hatte. Und nun begann, nachdem der Weizen eingefahren war, Gerste und Hafer zu reifen.

August

Die Ernte dauerte weiter, während die Hitze blieb, sich manches Mal noch steigerte. Kaum war es zu bemerken, daß die Tage schon ein wenig kürzer wurden. Die Kraft der Jahreszeit nahm nicht mehr zu, aber sie blieb, sie verharrte, sie schien für immer so bleiben zu wollen. Die Sommerblumen blühten mit größter Üppigkeit, die Früchte reiften weiter und die Blätter der Bäume strotzten in metallisch dunklem Grün. Die Nächte waren wie verzaubert, sanft und warm, der Schlaf schien ganz leicht geworden zu sein. Der Mond stand rein am Himmel und verdunkelte die Sterne. Seine weiße Scheibe malte einen Silberstreifen auf das regungslose Wasser, gleich einem hohen schmalen Glaskelche, der oben nach beiden Seiten in einer sanften Schweifung endete. An der Abendseite des Himmels blieb lange ein schwacher Lichtschein. Jeden Morgen aber ging die Sonne mit gleichem Glanze auf.

Eines Tages aber, jedes Jahr im Monat August, bald ein wenig früher, bald ein wenig später, trat das gleiche Unbegreifliche, Erschütternde ein, – still, ohne sich anzukündigen, ohne eine Änderung der Witterung, ohne eine wahrnehmbare Ursache. In der Frühe eines Morgens, der schön war wie alle Morgen zuvor, der warm und sonnig war wie alle die letztvergangenen, war es da - : Das Jahr war von seinem Gipfel herabgestiegen, es hatte sich abwärts gewandt, es war nicht mehr siegreich, kraftvoll, stürmisch, – es war geschlagen, müde, und begann, sich zur Einkehr zu rüsten. Etwas Sanftes lag in der Luft, das Licht der Sonne hatte einen Schein von Trauer, ein Hauch von Ohnmacht ging von ihm aus. Und ebenso von den Blüten und den Blättern. Sie vergingen vor Zärtlichkeit. Der Tau perlte an den Gräsern, an den Blattspitzen, er lag auf den Kieseln, und die Schwelle des Hauses war feucht. Es war ganz stille. So stille wie noch an keinem Tage dieses Jahres, so stille, als habe das Atmen der Natur aufgehört, so als fürchte sich jegliches Ding eine Regung zu tun. Kein Laut war in Luft, aber die Stille war zu hören, sie war nahe und überall und reichte weit fort in die Ferne. Und zum ersten Male tauchte die Ferne wieder auf, welche das wachsende Jahr mehr und mehr verdeckt hatte. Die Fülle der Vegetation schloß nicht mehr vollständig. Die Luft war dünn, durchsichtig, seidenweich. Sie lag ganz leicht über den fernen Bergketten. Über den weiten Wiesen schwamm ein sehr leichter Hauch von Nebel. Er stand stille und rührte sich nicht.

Ich war in den Garten gegangen und strich gedankenlos den Tau von ein paar Rosenblättern. Sie brachen ab und sanken zu Boden. Die sanfte Wärme begann stellenweise den [ein Wort unleserlich] zu trocknen. Das Licht verbreitete mehr Stille als bisher. Plötzlich fiel oben am Hange ein Apfel zur

Erde. Ein leises Rascheln, Knacken und ein leichtes Aufklopfen. Dann war es wieder still wie zuvor. Aber an den Bäumen bemerkte ich ein paar gelbe Blätter. Und die Dahlien standen in Blüte. Sammetrot und violett, goldrot und bläulich-rosa – lauter Farben des Alterns. Eine weiße unter ihnen schien nur wie der Schatten einer Blume. An den Rosen waren die zweiten Knospen, aber ihre Blätter hatten etwas Müdes.

Es war noch nichts Herbstliches in der Luft, es war voller, hoher, dunkelgrüner Sommer. Aber das Leben des Sommers war erschüttert, die Stille eines großen Erkennens war über ihn gekommen; über Nacht mußte eine geheimnisvolle Macht über das Land geschritten sein und mußte es angerührt haben. Nun lag es gefesselt, besänftigt, unter einem Bann. Es wogte nicht mehr aus seinem eigenen Inneren heraus. Schief es, träumte es? Sah es im Traume das unvermeidliche Ende, den Herbst, den Winter, den Tod? Oder war dies das erste Stück seines Schlafes, der von nun an immer tiefer werden würde bis zur Mitternacht, der Weihnachtsmesse, den die nächsten Wochen hindurch die wilden Herbstträume stören würden, die Träume von Feuer, Gold, Schwefel, Kupfer und rostzerfressener Bronze? In der ersten Stunde dieses Schlafes war jede Spur früherer Leidenschaft aus den Zügen ausgelöscht worden, ein lautloses Lächeln lag über dem Antlitz des Landes.

September

In ganz Europa ist der September wohl der schönste Monat des Jahres, warm und sonnig und milde und voll von Früchten und Farben. Am See ist er erfüllt von verklärten Tagen, die aus weißen Nebelschleiern aufwachen und in feierlicher Ruhe vorüberziehen, unter einem Himmel von äußerster Reinheit. Ich erinnere mich noch des ersten Septembers, den ich in Bodman verlebt habe. Ich sah zum ersten Male Morgen für Morgen die weißen Schwaden über das Wasser ziehen, das sie auf ihrer unteren Seite bläulich anstrahlte und selbst eine milchig-blaue, milchig-grüne Farbe annahm. Auf dem Wasser, das langsam – wie Öl – sich bewegte, schwammen Flecken dunkelvioletter Reflexe. Ich war den Uferweg, der hinter Bodman am Rande des Bodanrücks hinausführt, entlang gegangen, um dort eine große, uralte Weide zu malen, die hart am Wasser steht. Von ihren mächtigen Ästen hat sie nur noch wenige behalten, die übrigen sind abgebrochen. Die Äste, die jetzt da sind, ragen weit über das Ufer hinaus und senken sich zum Wasser hinab. Als ich hinauskam, hatte sie schon den größten Teil ihrer Blätter verloren. Die noch vorhandenen saßen wie ein Vogel auf den kahlen Zweigen. Ab und zu flatterte eines davon unhörbar zu Boden. Tag um Tag saß ich gegenüber der alten Weide und malte. Das gegenüberliegende Ufer war unsichtbar, von Nebeln verhangen. Es war ganz stille, nur die Tropfen fielen im Walde hinter mir von den Ästen der Tannen. Das Licht war blau, silbern, grau in allen Schattierungen. Die Aufgabe war schwer, mit den schillernden und irisierenden, einander nahe verwandten Tönen eine befriedigende räumliche Wirkung zu erreichen. Ich saß lange, ohne zu malen, und bemühte mich die Farbnuancen aufzufassen. Da wurde ich unversehens durch Stimmen aufgeschreckt, die vom Wasser herkamen. Sie klangen sehr fern, leise – ich konnte sie nicht verstehen. Dann war wieder Stille. Ich dachte, ein Boot müsse vorübergefahren sein. Dann aber hörte ich die Stimmen wieder, etwas näher und lauter. Aber der Schall trug wohl die Laute zu mir herüber, nicht aber die ganzen Worte, die man sagte. Sogleich aber tauchte nun, keine fünfzig Meter vom Ufer entfernt, ein dunkler Fleck auf dem Wasser auf, und ich hörte ein Ruder plätschern. Ein Boot, in dem mehrere Personen saßen, kam grad auf die Stelle zu, an der ich mich befand. Wie ein Schatten bewegte es sich fort, der, je näher er kam, desto dunkler wurde. Erst als die Gondel schon dicht am Lande war, konnte ich die Personen unterscheiden, die darin saßen. Sie waren in Tücher und Mäntel eingehüllt. Ein Mann ruderte, zwei Frauen saßen am Heck. Es waren Freunde aus Ludwigshafen, welche die Stille dieser Stunden und ihre träumerische Farbigkeit ebenso liebten wie ich. Sie waren herüber gerudert, um im Walde einen Spaziergang zu machen, die Berge hinauf, wo, wie sie wußten,

längst die Sonne mit voller Kraft schien. Wir begrüßten uns, sprachen ein paar Worte miteinander, das Boot wurde aufs Land gezogen und an dem Weidenstamme festgemacht, dann verschwand die kleine Gesellschaft im Walde. Und bald war es wiederum feierlich still um mich her wie zuvor. In den Nebeln begann nun eine Bewegung sich zu erheben, sie stiegen langsam auf, senkten sich und wurden lichter. Die Umrisse der Berge des Ludwigshafener Ufers kamen zum Vorschein. Ich packte meine Malsachen zusammen, denn die Beleuchtung änderte sich rasch. Blauer Himmel wurde sichtbar und an einzelnen Stellen brach die Sonne durch. Ich machte mich mit meiner Leinwand auf den Heimweg. Als ich bei dem Dorfe ankam, lagen die Häuser in vollem Lichte da; Wasser troff von allen Zweigen. Die Wiesen glitzerten, triefend von Tau. Von Stunde zu Stunde wurde nun der Himmel immer klarer. Von Lavendelblau und der Farbe der Parma-Veilchen ging er über in ein immer sich vertiefendes Kornblumenblau, das von seinem Inneren her zu leuchten schien. Das Licht der Sonne war von reinstem, mildestem Gelb. Zugleich mit der Sonne stand der Mond am Himmel, eine blaß-grüne Sichel.

Ich ging in diesen Tagen viel in die Wälder, hauptsächlich dorthin, wo Buchen standen. Sie boten den herrlichsten Anblick dar. Denn ihre Blätter verfärbten sich nicht gleichmäßig noch zur selben Zeit. So konnte man an einem einzigen Baume oder an einer Gruppe derselben grüne, gelb-grüne, gelbe, rot-braune, rostrote oder korallenfarbene Töne gewahren, unregelmäßige Flecken, gegeneinander gesetzt oder ineinander übergehend, sodaß es schien, als ob der Wald brenne. Ich ging nun an solche Stellen des Waldes, von denen ich wußte, daß dort Sträucher wuchsen. Von diesen schnitt ich mir einen Strauß: die blauen Beeren des Weißdorns, die rosaroten Pfaffenhütchen, weiße Federbüsche der Waldrebe, honig-gelbe und dunkelrote Beeren verschiedenster Art. Als ich aus dem Walde ins Dorf zurückkam, war es schon dunkel geworden; aus den kleinen Fenstern der Bauernhäuser blinkten freundlich die ersten Lichter, und eben wurden die Kühe in die Ställe zurückgetrieben, die man allein in dieser Jahreszeit auf den Wiesen grasen ließ.

Oktober

Im Oktober erlosch die Pracht des Spätsommers, der Herbst brach herein, stürmisch, kalt und regnerisch. Wohl gab es in der ersten Hälfte des Monats noch manche schöne Tage, in der zweiten aber waren die meisten kalt und feucht. Die Obsternte ging ihrem Ende zu, der Wein wurde gelesen, der Sturm warf das Laub von den Bäumen und fegte die trockenen Blätter über das Land. Grau und unruhig war der See. Verwüstet waren die Gärten, voll gebrochener Stiele und umgefallener Stangen und zeretzter und faulender Blätter. Die blaßvioletten Herbstastern gingen zur Neige, die Winterastern (Chrysanthenen) entfalteten ihre Knospen, die letzten des Jahres. Aber die Dahlien blühten gewaltig, und an den Rosenstöcken gab es noch einzelne Blüten. Sie warfen ihre Kelche den täglich schräger einfallenden Sonnenstrahlen entgegen, öffneten ihre Schalen so weit sie konnten; ihre Blätter standen formlos auseinander in einer Art hemmungsloser Trunkenheit. Die Nebel wurden dichter und dunkler, oftmals lasteten sie ganze Tage über dem See, dann stiegen sie aufwärts und vereinigten sich mit den aufziehenden Wolken, bis ein feiner kalter Regen niederging und die ganze Landschaft verhüllte. Da feierten die Häuser ihrer Auferstehung. Sie wurden wieder, was sie vor einer Zeit gewesen waren, die unendlich lange zurückzuliegen schien, eine schützende Zuflucht vor den Unbilden der Witterung. Hinter geschlossenen Fenstern saß man wieder in geheizten Zimmern und freute sich des ruhigen Lampenscheines während der rasch länger werdenden Abende. Am Ende des Monats, am 1. November, feierte das katholische Land den Tag Allerheiligen. Man gedachte, da das Sterben über das Land ging, der Toten, und reinigte und schmückte die Gräber auf den Friedhöfen. Was immer man an Blumen noch auffinden konnte, brachte man den Verstorbenen; auch der ärmste Mann versäumte diese Pflicht nicht. Ich sah jedes Jahr an diesem Tage den Kirchhof von

Ludwigshafen an, der zwischen unserem Hause und dem Dorfe liegt. Ich kannte dort manches Grab von Leuten, die während unserer Anwesenheit gestorben und begraben worden waren. Der Kirchhof war von einer steinernen Mauer umgeben, außerhalb derselben lag eine kleine Kapelle, das dünne Eingangsgitter flankierten zwei mächtige Pappeln. Trat man an das Gitter, so sah man längs des Weges, der den Kirchhof durchschnitt, rechts und links die einfachen Kreuze der Bauerngräber. Gleich am Anfang stand ein weißes Kreuz, über welches ein weißer Schleier gehängt war. Alle Jahre an Allerheiligen wurde dieser Schleier erneuert und das Grab dicht mit weißen Winterastern geschmückt. Hier war ein Mädchen begraben, das sich vor ein paar Jahren auf die Schienen der Eisenbahn vor einen fahrenden Zug geworfen hatte. Man sagte, sie habe aus Liebeskummer ihrem Leben ein Ende bereitet. Nun verbietet die katholische Kirche, daß ein Selbstmörder auf dem Kirchhofe begraben werde. Aber die Geistlichkeit hat diese harte Regel, welche aus Zeiten stammt, die anders fühlte als die unsrige, zu mildern gewusst. Nur wer bei vollem Bewußtsein willentlich in den Tod geht, sollte von einem ehrlichen Begräbnis ausgeschlossen sein; wer aber mit umnachteten Sinnen den Tod suchte, dem wollte man das Grab auf dem Friedhofe nicht verwehren. So hatte auch der Ludwigshafener Pfarrer entschieden, das arme siebzehnjährige Ding habe den Verstand verloren, als sie in den Tod ging. Und zum Zeichen ihrer Unschuld wurde ihr das weiße Kreuz errichtet, welches nur den Jungfrauen und den unschuldigen Kindern verstattet ist. Im Dorfe ging nun aber ein Gerede, welches den Ruf des Mädchens verdächtigte. Und dem zu Trotz, wie um dagegen zu protestieren und vor Gott und der Welt das Gegenteil anzukündigen, erneuerte die Familie der Selbstmörderin Jahr für Jahr die weiße Farbe des Kreuzes und den weißen Schleier darüber.

Schritt ich den Kirchhofsweg weiter, so folgten rechts wie links Gräber, die mit Blumen in allen Farben geschmückt waren, wie sie die Jahreszeit eben gab; oft waren auch Kränze aus künstlichen Blumen aufgehängt oder auf die Erde gelegt. Da waren denn auf den Kreuzen und Steinen die Namen, die es noch heutigen Tages im Dorfe gab, Eltern und Geschwister derer, die jetzt lebten und welche wir alle Tage sahen. Nur wenige Fremde, von den abseits gelegenen Höfen, waren darunter. So wandelten die Menschen, welche an diesem Tage zahlreich den Kirchhof besuchten und an den Gräbern ihrer Angehörigen und ihrer Freunde beteten, zwischen lauter Bekannten, ihnen wohl Vertrauten. Die Greise und die alten Mütterchen, welche am ehesten erwarten durften, hier bald ihre Ruhe zu finden und der Auferstehung entgegen zu harren, waren hier die Vertrautesten; sie hatten die meisten von denen, die hier schliefen, noch gekannt und erinnerten sich ihrer. Die im kräftigsten Alter Lebenden empfanden sich als Fremdere an dieser Stätte des Todes, die Jugend aber, uneingedenk des Sterbens, fühlte sich ganz wie in einer anderen Welt. Für sie waren die meisten Namen, die sie las, nur Worte, die sie wohl aus dem Leben kannte, doch ohne Verbindung mit diesen Leben. Schüchtern und scheu standen sie an den Gräbern der ihnen Unbekannten – sie, die man hatte mitgehen heißen, wie es seit undenklichen Zeiten die religiöse Pflicht dieses Tages befahl.

November

Nicht lange hielt die Blumenpacht auf den Gräbern vor. Regen und Wind vernichteten sie. Eines Morgens lag Reif auf den Wiesen und alle Dahlienblüten hingen schwarz an den leblosen Stengeln. Die Bäume wurden kahl, wie verkohlt startete das nackte Holz in die diesige Luft. Wie aber die Natur an den Zweigen schon die Blattknospen des nächsten Frühlings herausgetrieben hatte, mußten die Menschen die Ernte des kommenden Jahres vorbereiten. Längst schon waren die Äcker gestürzt worden, doch gab es noch allenthalben zu pflügen, zu eggen und zu säen. In diesem Monat mußte der größte Teil der Obsternte versandt werden. Körbe und Kisten mit Äpfeln und Birnen wurden zu den Bahnhöfen gefahren, ganze Güterwagen davon gingen in die großen Städte. Paul Weber hatte alle Hände voll zu tun. Er hatte dicht bei dem Dorfe Espasingen die alten Felsenkeller gemietet, um dort

große Mengen Obst aufzustapeln. Diese Keller hatten vor Zeiten der Gräflich Bodman'schen Brauerei gedient, um ihr Bier einzulagern. Vor ihnen befand sich ein erhöhter freier Platz, von hohen Bäumen umgeben, der einstmals ein Biergarten gewesen war. Die Keller waren tief in das weiche Gestein des Felsens hineingehauen worden, es waren hohe Gewölbe, teilweise ausgemauert, mit Luftschächten zur Oberfläche des Hügels hinauf, alle untereinander verbunden. Nun waren sie seit langer Zeit außer Gebrauch gekommen und der Garten vor ihnen Eingängen war verwildert. Auch waren die Gewölbe teilweise verfallen. Paul Weber ließ den Gartenplatz und die Keller reinigen. Mit dem im Inneren des Berges angesammelten, von den Decken des Gewölbes herabgestürzten Erdreich und Geröll ließ er Zu- und Abfahrtswege herstellen und baute einen Schuppen an die Lehne des Hügels, der als Parkraum zu dienen hatte. In diesem Bergkeller wurden nun alle diejenigen Äpfeln und Birnen eingelagert, welche später reifen. Die edleren Sorten wurden in Kisten aufbewahrt, während die gewöhnlicheren, unempfindlichen in großen Haufen aufgeschüttet lagen. In dem Keller war eine kühle und frische Luft, die sich von den Eingängen her ständig erneuerte, während die verbrauchte durch die Schächte nach oben abzog. Auch bei dem strengsten Froste fiel in diesen Räumen die Temperatur niemals bis auf den Gefrierpunkt. So hatte das Obst hier eine gesunde und frostsichere Aufbewahrung.

Während des Monats November langten vor den Toren des Kellers die Wagen mit dem Obste an. Die Kisten wurden abgeladen und in die verschiedenen Keller verteilt; diejenigen, welche am ehesten wieder verschickt werden mußten, zuvorderst; die später reifenden in die hinteren Gewölbe. Während die gleichen Sorten zusammengestellt wurden, wurden auch die einzelnen Früchte nach ihrer Größe und Schönheit verlesen. Bald türmten sich dann die fertigen Kisten mannshoch und noch höher in dem unterirdischen Lager. Während aber noch Obst angeliefert wurde, begann bereits der Versand, sodaß eine ständige Bewegung war und Männer und Frauen damit beschäftigt waren, Kisten heraus- und wieder andere hineinzutragen. Dies dauerte bis in den Dezember fort, und zu Weihnachten pflegte der größere Teil des Bestandes geräumt zu sein; in den Wintermonaten gab es dann nur noch gelegentlich hier zu tun, wenn hin und wieder eine Sendung zum Abgange fertig zu machen war.

Der November war unter allen Monaten der scheinbar längste und der düsterste. Seine Tage schlichen dahin unter Regen, Nebel und Wind. Schwer erhob sich am Morgen die Erde und mühsam aus dem Schläfe, eine lange Dämmerung ging dem Tage voran, der nicht einmal ganz hell wurde, und früh wieder kamen die einsamen Abende. Die Nächte aber waren pechschwarz, und wirklich gab es solche, in denen man nicht die Hand vor Augen sehen konnte, und wie ein Blinder, tastend, sich den Weg suchen mußte. Und stärker und stärker wurde der bittere Geruch des Herbstes, der von dem welkenden und faulenden Laube aufstieg.

Dezember

Der letzte Monat des Jahres, dunkel wie der vorige, war aber manches Mal durch einen leichten Frost bei klarem Himmel belebt. Nun dachte man schon an Weihnachten und Neujahr. Die Adventszeit, die Wochen vor dem Fest, waren mit Vorbereitungen angefüllt. Es wurde gebacken und Pakete an die Freunde wurden fortgeschickt. In den Salemer Schulen flochten die Mädchen große Tannenkränze, die an den Decken der Zimmer aufgehängt wurden. An den Adventssonntagen brannte man Kerzen darauf. Ehe die Weihnachtsferien begannen, wurden Aufführungen in den Schulen veranstaltet. Da sang der Chor der Schüler mittelalterliche Hymnen aus dem Kloster Beuron und die Weihnachtslegende von Selma Lagerlöf wurde vorgelesen. Oder die Großen führten ein altdeutsches Krippenspiel auf. Da saß Maria und wiegte ihr Kind, Joseph war ein braver Tischlermeister, die Heiligen drei Könige kamen, den Christus anzubeten, und Herodes, vom Teufel verführt, sann darüber

nach, wie er den neuen König der Juden, dessen Geburt ihm angekündigt worden war, töten könnte, und hielt mordgierige Monologe über seine Gedanken.

Dann kam die Sorge, einen schönen Weihnachtsbaum zu beschaffen. In den ersten Jahren brachte uns immer Herr Weber eine Tanne, die er irgendwo im Walde schlagen ließ. Später holten wir uns den Baum von unsrem Hofe Rimpertsweiler. Ich ging selbst, ihn zu finden. Das war nicht ganz leicht, wenn man eine Tanne haben wollte, deren Zweige auf allen Seiten des Baumes gleichmäßig gewachsen waren. Nur unter ganz lichten Waldbeständen konnte ein so regelmäßig entwickelter Baum gefunden werden. War er glücklich abgesägt und nach Hause gebracht, so ging es ans Aufstellen und Schmücken. Und dann kam der Heilige Abend – mit Lichterglanz, Geschenken und den dünnen Kinderstimmen, die ein paar von den altvertrauten Liedern sangen. Webers schickten Geschenke, und wir brachten ihnen unsere Gaben. Auch die Armen des Dorfes erhielten alljährlich ihre Pakete für diesen Tag. – Die letzte Woche des Jahres schloß das Leben immer enger in das Haus. Nichts wurde mehr unternommen bis zur Neujahrsnacht. Ob wir sie allein verbrachten oder in Gesellschaft mit Freunden: jedes Mal, kurz vor 12 Uhr öffneten wir die Fenster und warteten im Dunkeln, bis die Kirchenglocken von Bodman ertönten. Wenn der erste Schlag erscholl, und wenn nach und nach Glocken von allen Seiten erklangen, wußten wir: das neue Jahr hatte begonnen.

24. X. 1941.